

Der lange Weg zurück

Es redet trunken die Ferne  
Wie von künftigem, großem Glück!

JOSEPH VON EICHENDORFF, *SCHÖNE FREMDE* (1834)

Bald werd' ich dich verlassen,  
Fremd in der Fremde gehn,  
Auf buntbewegten Gassen  
Des Lebens Schauspiel sehn

(...)

Und mitten in dem Leben  
Wird deines Ernsts Gewalt  
Mich Einsamen erheben,  
So wird mein Herz nicht alt.

JOSEPH VON EICHENDORFF, *ABSCHIED* (1810)

Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Flog durch die stillen Lande,  
Als flöge sie nach Haus.

JOSEPH VON EICHENDORFF, *MONDNACHT* (UM 1835)

## Into the Great Wide Open<sup>1</sup>

**M**ehr als fünfzehn Jahre habe ich außerhalb Deutschlands gelebt, die meiste Zeit davon in den USA. Dann bin ich in das Land meiner Väter<sup>2</sup> zurückgekehrt.

Bis dahin war es ein weiter Weg. In meinem Tagebuch finde ich im Januar 1981 die Einträge meines sechzehnjährigen Selbst. Ich hatte einen Entschluss gefasst: Ich wollte in die USA auswandern, um dort groß rauszukommen. Schwarz auf weiß steht es da.

Deutschland war mir zu klein. Das, was mich interessierte, die wirklich großen Dinge – wie ich damals fand –, spielte sich in Amerika ab. Da war zum Beispiel die Weltraumfahrt. Die erste Mondlandung hatte ich 1969 als Fünfjähriger zusammen mit dem Rest der Familie verfolgt, gebannt vor dem einzigen Fernseher im Haus – schwarz-weiß, versteht sich –, der bei Onkel und Tante in der Dachwohnung stand.

Später verschlang ich Indianerbücher. Das Leben des »roten Mannes«, wie es etwa Karl May empathisch schilderte, faszinierte mich, sein Schicksal berührte mich zutiefst. Auch das war Amerika. Als ich mich Jahre später entschlossen hatte, in die USA zu gehen, waren die Indianergeschichten weit weggerückt. Aber irgendwo in einem Winkel meines Gehirns hatten sie sich festgesetzt und wirkten fort.

Noch später interessierte mich vor allem die Weltpolitik. Zur Zeit meines Tagebucheintrags las ich den voluminösen ersten Teil der Memoiren Henry Kissingers. Schon damals hegte ich Zweifel, ob Deutschland jemals wieder seinen eigenen Weg finden würde und dürfte. Eingezwängt in die festen Strukturen der NATO, war und ist unser Land nur eingeschränkt souverän. Andere entscheiden darüber, ob es in Deutschland Krieg oder Frieden gibt. Damit wollte ich mich schon als Teenager nicht abfinden. Und mit Carl Schmitt, mit dem mich mein Lehrer im Philosophiekurs am Gymnasium bekanntgemacht hatte, bezweifelte ich, dass es jemals wieder anders sein würde. Zu dieser Zeit wurde auch der Kalte Krieg wieder wärmer, bevor er im »Heißen Herbst« von 1983 seinen letzten Höhepunkt erreichen sollte. Es wurde ungemütlich in Europa, die nukleare Bedrohung wieder real.

Kurz, mit aller Unbedingtheit wollte ich weg. An einer Eliteuniversität wie Harvard, Princeton oder Yale studieren. Promovieren. Professor werden. Vielleicht dann eine Karriere als Politikberater starten. Der einfachen Mittelschicht entkommen, zu der wir zumindest materiell gehörten. Der Enge entfliehen.

Ganz schön große Pläne für den Sohn eines Berufsschullehrers, den es wie viele Millionen anderer nach 1945 in den Westen verschlagen hatte und der noch das Häuschen abbezahlte, das er und die seinen in den 1950er-Jahren als neue Heimstätte für die Sippe mühsam und mit viel Eigenleistung gebaut hatten. Ich wusste, dass wir

wenig Geld hatten. Ich wusste, dass ich diesen Weg alleine würde gehen müssen. Dass mir keiner würde helfen können. Aber mein Lebensplan war formuliert.

Etliche Jahre später erfuhr ich, dass es einem gewissen Arnold Schwarzenegger aus der Steiermark ähnlich gegangen war. Auch ihm war sein Heimatland zu klein, auch er hegte in jungen Jahren große Pläne, hatte Visionen von seiner Zukunft. Er wurde in seiner neuen Heimat ein Superstar. Ich nicht. Ich wurde zumindest Professor. Und dann kehrte ich in das Land meiner Väter zurück und wurde, was ich bin. Allerdings erst nach vielen Umwegen.

Im Herbst 1990 schien ich es wirklich geschafft zu haben. Vom vierzigsten Stock des UN Plaza Hotels in Manhattan aus blickte ich auf das Gebäude der Vereinten Nationen vor und das Häusermeer unter mir. Mit noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahren hatte ich einen Beratungsauftrag bei den Vereinten Nationen an Land ziehen können und studierte seit einem Jahr mit einem heiß begehrten Promotionsstipendium an der Princeton University in New Jersey. Endlich an einer Eliteuniversität angekommen, wie ich es mir acht Jahre zuvor in den Kopf gesetzt hatte.

Als Repräsentant der deutschen Unternehmensberatung Kienbaum hatte ich einen prestigeträchtigen Auftrag zur Reorganisation der UN-Entwicklungshilfe (United Nations Development Programme) gegen beträchtliche internationale Konkurrenz gewonnen. Von Oktober bis Dezember führten mein Team und ich Interviews bei den Vereinten Nationen in New York, erstellten Analysen und diskutierten Alternativen für die Führungsstruktur der Organisation. Ich lernte führende Beamte der UNO kennen und Leiter von Sonderorganisationen wie der UNESCO.

In den wenigen Monaten, die für das Projekt veranschlagt waren, verdiente ich für meine damaligen Verhältnisse ein Schweinegeld. Richtig investiert und sparsam und zielstrebig angelegt, hätte daraus schnell ein kleines Vermögen werden können. Leider hatte ich damals weder den Charakter noch das Wissen, um etwas daraus zu machen. Im Rausch des ersten Erfolgs versuchte ich mich an allerlei ambitionierten und waghalsigen Projekten, unter anderem an Immobilienspekulationen im gerade wiedervereinigten Berlin, aus denen nichts wurde.

Sechs Jahre später war ich so gut wie pleite. Während meines Höhenflugs hatte ich ein schönes Grundstück in Idaho in der Nähe des bekannten Urlaubsortes Jackson Hole erworben; das musste ich nun verkaufen, um meine Außenstände zu bezahlen und mich so lange über Wasser zu halten, bis die Dissertation fertig war. Denn die wollte ich nach einer quälend langen Zeit, in der ich stattdessen meinen waghalsigen Geschäftsideen nachgegangen war, unbedingt fertigstellen.

\*

Bis nach Princeton war es ein weiter Weg gewesen. Um die Zeit herum, als ich den Entschluss fasste, in die USA zu gehen, setzte ich mich auf den Hosenboden, damit meine durchwachsenen Schulnoten besser würden. Mit einem mittelmäßigen Abitur

hätte ich meine Pläne vergessen können. Mehrfach fuhr ich auf Sprachreisen nach England und las viele englische und amerikanische Romane. Unbekannte Wörter schrieb ich mir auf. Bis heute habe ich deshalb einen in manchen Bereichen sehr reichen englischen Wortschatz, während ich manche Alltagsbegriffe, vor allem aus der Kindheit, nie gelernt habe.

Die Noten wurden besser. Sehr viel besser. In der Abizeitung des Albert-Schweitzer-Gymnasiums des Jahrgangs 1983 haben Mitschüler zu jedem der einhundertundzehn Abiturienten etwas gedichtet. Für mich fanden sie recht schmeichelhafte Worte, sprachen mir ein gewisses Naturtalent für alles zu, was ich mir vornahm, dazu Vielseitigkeit und Starqualitäten. Aber sie erwähnten auch meine soziale Ader und dass ich so manchem Mitschüler geholfen hatte, durchs Abi zu kommen.

Nun war ich bereit, durchzustarten, die Welt zu erobern. Und tatsächlich ging es für mich weit weg – jedoch nicht über den großen Teich, sondern in die Lüneburger Heide. Zur Bundeswehr. Keine Chance, zu entkommen oder sich dem zu entziehen. Ich unternahm einen halbherzigen Versuch. Aber mein Hausarzt war Stabsarzt der Marine und Reserveoffizier. Er half mir zwar, nicht bei den Pionieren zu landen, zu denen ich einberufen worden war, doch ein Attest auf Wehrdienstuntauglichkeit hätte er mir sicher nicht ausgestellt. Den längeren Zivildienst wollte ich schon gar nicht machen. So bekamen die Pläne des ehrgeizigen Abiturienten ihren ersten Dämpfer.

Ein glühend heißer Sommer. Und die Grundausbildung war ganz schön hart. Sicher nicht so hart wie bei Eliteeinheiten oder wie früher, aber genug für mich. Die Lüneburger Heide habe ich aus allen Perspektiven, vor allem aber aus der Bodenperspektive kennengelernt. Dabei waren für mich die körperlichen Anstrengungen nicht einmal das Schlimmste, sondern der Kasernenhofton, das »Gehorchenmüssen«, die Gängeleien, die Schikanen. Vor allem die jungen Offiziersanwärter mit Abitur, die Karriere machen wollten, taten sich hier hervor. Die Unteroffiziere dagegen waren in der Regel umgänglicher.

Ich könnte viele Geschichten aus meinen vierzehn langen Monaten beim »Bund« erzählen. Wie ich mir zum Beispiel eine privilegierte Stellung im Geschäftszimmer als Assistent vom Spieß erkämpfte, wie einer aus unserem Zug, ein lieber, aber etwas unterbelichteter Mensch, sich und seinen Ausbilder beim Training mit scharfen Handgranaten fast in die Luft gesprengt hätte oder wie ich an einem Unteroffizierslehrgang teilnehmen konnte. Aber am Ende überwiegt doch der Eindruck einer verlorenen, dumpfen Zeit. Ich war oft niedergeschlagen, vielleicht sogar leicht verzweifelt, steckte ich doch in der Lüneburger Heide fest, während ich eigentlich meinen Lebensplan verwirklichen wollte. Heute gehört die Scharnhorst-Kaserne, in der ich stationiert war, zum Campus der Leuphana Universität Lüneburg. Vielleicht hat Richard David Precht ja sein Büro in meiner ehemaligen Stube.

Am Morgen des 27. Dezember 1983 – ich war gerade vom zu Hause verbrachten Weihnachtsurlaub wieder in der Kaserne angekommen – fragte mich mein Spieß, ob